

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 2 (1926)
Heft: 39

Artikel: Die namenlose Insel
Autor: Haugen, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-833828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE NAMENLOSE INSEL

Eine geheimnisvolle Geschichte von Christian Haugen

(Nachdruck verboten.)

I.

Der große Zehntausendtonnen-Schnelldampfer «Die Perle», der mit Stückgut von San Francisco nach Valdivia unterwegs war, sollte sich auf seiner Fahrt eigentlich nur noch etwa fünfzig Meilen von seinem Ziel befinden und mit einer Geschwindigkeit von sechzehn Knoten südwärts gehen — statt dessen aber war er um tausend Meilen im Rückstand, und, den Steven direkt nach Westen gerichtet, entfernte er sich weiter und weiter von Valdivia.

Ein sechstägiger Orkan hatte das zuvor so schmucke Schiff übel zugerichtet, die mächtigen Maschinen überanstrengt und die Veranlassung dazu gegeben, daß es nun ganz langsam über das Meer glitt, der «namenlosen Insel» zu.

Früh am Morgen des sechsten Juni hatte Kapitän Wilkins im Westen diese Insel am Horizont auftauchen sehen, und da die schwache Brise, die die Segel blähte, aus dem Osten kam, des Schiffes ganze Segelführung aber nur aus vier Segeln bestand und die Maschinen nicht viel zu leisten vermochten, wollte und konnte er nicht an der bewaldeten, niedrigen, unbekanntem Insel vorüberfahren. Außerdem hatte er nichts dagegen, ein wenig frisches Wasser an Bord zu nehmen.

Um ein viertel nach zwölf kam der Maschinist O'Hara in seine Kajüte und meldete, falls nichts Unvorhergesehenes einträfe, könnte das Schiff vor Sonnenuntergang klar sein.

Der Kapitän legte die Karte beiseite und bot ihm Whisky und Soda. In diesem Moment trat Steuermann Carter ein.

«Sie steht nicht auf der Karte,» sagte er mit Bezug auf die Insel.

«Nein,» antwortete der Kapitän, «ich bin zu demselben Resultat gekommen. Aber setzen Sie sich.»

Steuermann Carter sah O'Hara an. «Wie steht's? Ist die Maschine klar?»

«Ja,» antwortete der Maschinist.

Fünf Stunden später lag die «Perle» nahe der namenlosen Insel unter Dampf. Carter, zwei Matrosen und der Bootsmann bestiegen das Rettungsboot, nahmen ein paar leere Tonnen mit für frisches Wasser und machten sich auf den Weg zur Insel. Das Meer lag fast vollkommen still, an den die Insel umgebenden Klippen aber brach sich die Brandung.

Eine Weile glaubte Carter, sie würden ihre Absicht aufgeben und sich weiter mit dem faden destillierten Wasser begnügen müssen. An der Westseite aber fanden sie plötzlich eine breite Öffnung in den Klippen, und bald gelangten sie mit dem Boot über Sandboden in eine schmale, stille Bucht.

Ein Bach rieselte aus dem Walde, der zu beiden Seiten der Bucht wie eine undurchdringliche Mauer stand.

Carter ging an Land; nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, überließ er dem Bootsmann und den beiden Matrosen die Arbeit mit den Wassertonnen und begab sich selbst in den Wald hinein.

Er folgte dem Lauf des Baches. Dann aber wurde dieser zu einem schmalen Streifen; die Zweige und Stengel von Bäumen und Schlingpflanzen, die sich von beiden Seiten trafen, verflochten sich so fest ineinander, daß er sich mit Hilfe des Messers den Weg durch das Netzwerk der tropischen Gewächse bahnen mußte.

Es war vollkommen still. Eine schwere Stille, die ihn erstickend dicht umgab. Jeder Stengel, den er durchschnitt, glitt seufzend zur Seite. Langsam nur ging es vorwärts, aber ein seltsames Gefühl, das eigentlich nicht Neugier war, trieb ihn unwiderstehlich hinein in die Stille und Dunkelheit. Plötzlich blieb er stehen.

Aus weiter Ferne vernahm er noch die Stimmen seiner Leute als ein leises Gemurmel; dennoch war es ihm, als sei er ganz allein in der grünen Dämmerung des Waldes, umgeben von dem Schweigen der Jahrhunderte.

Er erinnerte sich, daß die Sonne bald sinken müsse, und kannte die schnell hereinbrechende Nacht der Tropen. Aber ihm war, als erwarte ihn jemand hier im «Walde, und ehe er noch wußte, wie ihm geschah, stand er am Rande eines freien Platzes und blickte erstaunt auf eine verfallene Hütte, die im Licht des offenen Himmels direkt vor ihm lag.

Sie war aufs primitivste aus zusammengebundenen Aesten und dürren Stämmen gebaut, aber offenbar ein Werk von Menschenhand, nur verwüstet durch Zeit, Wetter und Wind.

Das Dach war fast vollkommen eingestürzt, nur ein paar nackte schwarze Aeste ragten noch über die Mittelpfosten, die Wände waren durchlöchert und schief. Alles war überwachsen von Moos, Gras und üppigen Pflanzen und schien seit unendlichen Zeiten in diesem Zustand unberührt zu liegen.

Reginald Carter näherte sich der verfallenen Hütte, die einst eine Menschenwohnung gewesen war.

Als er vor der Türöffnung stand, fühlte er plötzlich eine rätselhafte Kälte um sich. Er beugte sich hinab und guckte in das Halbdunkel hinein und — erstarrte fast vor Schreck.

Dort drinnen saß, an den Mittelpfeiler gelehnt, ein Toter, seine schwarzen Augenhöhlen auf ihn gerichtet.

Eine Sekunde lang war es so still, als habe die Welt aufgehört zu sein. Dann aber hörte er aus der Ferne den Ruf des Bootsmannes, und überall ringsum erscholl geheimnisvolles Geflüster. Ein schwacher Wind glitt über die Wipfel der Bäume und durch das Gras, das die Hütte umgab — drinnen aber blieb es totenstill.

Und plötzlich wandte er dem Tod und der Stille den Rücken und lief durch den Wald davon, als gelte es sein Leben.

Ehe er das Ufer ganz erreicht hatte, blieb er am Waldesrande im Schatten der Bäume einen Augenblick stehen, um das Entsetzen abzuschüt-

tergriffen zu sein. Keiner von ihnen sagte ein Wort, bis sie neben der «Perle» anlegten, und selbst da sprachen sie nur das Allernötigste, und auch das in Flüsteren.

II.

Zwanzig Minuten später befand sich «Die Perle» in voller Fahrt nach Valdivia. Der Matrose Brown, der die Bootsfahrt mitgemacht hatte, stand in der Steuerhütte und hielt den Steven des Schiffes in der vom Kompaß angezeigten ost-südöstlichen Richtung. Auf der Brücke draußen ging der dritte Steuermann auf und ab, gleich allen anderen froh, daß das Patentlogg soeben sechzehn Knoten gezeigt hatte.

Um den länglichen Tisch in der Kajüte des Kapitäns saßen der Chef, der Maschinenmeister und der zweite Befehlshaber, jeder seinen Whisky und Soda vor sich. Die Nacht war sehr warm.

Und hier erzählte Carter von seinem Erlebnis auf der namenlosen Insel, von der Begegnung mit dem Toten — doch erwähnte er kein Wort

Carters Wache begann um 8 Uhr. Er löste den dritten Steuermann ab, der nur bemerkte, daß der Wind etwas südlichere Richtung angenommen habe und daß der Matrose Brown über Kälte klage und sicher krank sein müsse.

Brown war auch tatsächlich auffallend blaß. Außerdem aber trug sein Gesicht einen ängstlichen, wirren Ausdruck, als habe er etwas unerklärlich Grausiges gesehen.

«Ich bin nicht krank,» murmelte er. «Aber es ist so merkwürdig in der Steuerhütte drinnen... oder vielleicht auch draußen. Ja, ich weiß nicht recht... noch nie habe ich mich so gefühlt. Jetzt ist mir übrigens schon etwas besser.»

«Sie haben sich vielleicht auf der Insel das Fieber geholt,» meinte der dritte Steuermann.

«Ja, vielleicht,» antwortete Brown. Und sein Gesicht hellte sich auf, als beruhige ihn diese Erklärung. «Es fing vorhin auf dem Boot schon an. Na, es wird wohl vorübergehen, wenn ich mich hinlege.»

«Lassen Sie ihm einen Kognak geben,» sagte Carter zu dem dritten Steuermann, «das wird ihm guttun.»

Brown dankte linkisch, wünschte dem Matrosen Durban, der ihn ablöste, eine gute Wache und ging. Das gleiche wünschte der dritte Steuermann Carter und folgte ihm.

«Die Perle» steuerte weiter hinaus in die Nacht, unter einem bewölkten, sternenlosen Himmel. Taktfest zitterten die Kolbensschläge durch das Schiff, und der Wind trieb den Rauch und die Funken aus dem Schornstein direkt nach hinten und hinunter aufs Meer, durch das die Logglinie ihren leuchtenden Streifen schnitt.

Während der ersten Stunden geschah nichts. Nur der Wind nahm langsam und gleichmäßig eine südlichere Richtung an und dann ebenso langsam und gleichmäßig eine westliche.

Das erschien Carter sehr merkwürdig, besonders da der Wind nicht an Stärke zunahm, sondern nur die Richtung änderte. Und er wollte gerade hierüber mit dem Matrosen Durban sprechen, als er plötzlich in der Ruderklirre ein unerwartetes, energisches, langes Klirren vernahm. Gleichzeitig sah er den Steven sich einige Striche ostwärts drehen.

Während er schnell nach der Steuerhütte schritt, sagte er sich, daß der Matrose dort wohl über dem Rade eingeschlimmert sein müsse oder jedenfalls nicht genügend auf den Kurs geachtet habe, nun aber den Fehler bemerkt und ihn durch einen plötzlichen Ruck anstatt langsam und bedacht wieder gutzumachen versucht habe. Durch das Fenster der Steuerhütte sah er, daß Durban dastand und mit erstaunten Blicken den Kompaß beobachtete.

Carter riß die Tür auf und trat ein. «Schlafen Sie, Durban?»

Der andere wandte ihm das Gesicht zu, und Carter meinte in seinen Zügen das gleiche Entsetzen zu lesen wie vorhin in denen Browns, nur hier noch weit stärker.

«Nein, Sir,» stammelte Durban, «ich schlafe nicht, aber... aber das ist nun zum zweitenmal...»

«Zum zweitenmal? Was wollen Sie damit sagen?»

«Ja, zum zweitenmal, daß es in einem einzigen Augenblick drei Striche vom Kurs abtrieb. Das hat es doch noch nie getan. Und dann ist da noch etwas anderes Verrücktes...»

Und ganz unmotiviert fügte er hinzu: «Ich fürchte mich aber nicht und gehe nicht.»

Carter wurde unheimlich zumute. Und um seine eigene rätselhafte Angst zu unterdrücken, versuchte er alles nur als eine dumme Einbildung hinzustellen. Doch gelang es ihm nicht recht, nur ein Lächeln zwang er, das beruhigend wirken sollte, und ging dann ohne ein Wort.

Als er ein paar Schritte von der Steuerhütte entfernt war, wich die Angst von ihm, und er überlegte nun, warum er denn überhaupt ängstlich gewesen war — fand jedoch keine Erklärung dafür.

Der Wind war ganz nach Westen umgeschlagen und blieb so während des Restes seiner Wache.

Als er aber am nächsten Morgen um sieben Uhr auf Deck kam, hatte sich der Wind wieder völlig gedreht und kam von Osten.

«Das ist doch komisch,» sagte der dritte Steuermann, «als ich die Wache antrat, kam er von Westen, und nun ist er den halben Kompaß rumgegangen. Nicht schnell oder ruckweise, sondern langsam und sicher, immer nur einen Strich nach dem andern, von Westen nach Osten. Das ist nicht übel.»



Die Filmschauspielerin Liane Haid

tern. Es gelang ihm auch, sich eine gewisse Ruhe zu erkämpfen, wie es sich für den zweiten Befehlshaber eines Schiffes seinen Untergebenen gegenüber gehört. Aber diese Ruhe war nur äußerlich. In seinem Gemüt lebte das Grauen weiter, und während er zu dem Boot hinunterging, war es ihm dauernd, als gehe der Tote neben ihm.

Doch hielt er sich stramm und beschleunigte seine Schritte nicht.

«Alles klar?» fragte er. — «Alles klar, Sir,» Carter sprang an Bord und ergriff das Steuer. Der Matrose an der nächsten Ducht erhob sich und schob die Ruder vor. Als er sich wieder setzte, sagte er schauernd:

«Hu, wie kalt es mit einem Male ist!»
«Weil die Sonne weg ist,» meinte der Bootsmann.

«Rudert zu!» rief Carter. Die Dämmerung wich der Nacht, die sich mit tiefer Finsternis über sie senkte. Im Schutze der Klippen zündete sich Carter eine Zigarette an und versuchte ein munteres Lied zu summen; aber keines wollte ihm einfallen, nur traurige, schwermütige Melodien kamen ihm in den Sinn — und so gab er es auf.

Auch die Matrosen und der Bootsmann, die er vorher am Bache lustig miteinander hatte schwatzen hören, schienen von plötzlichem Ernst

von der wunderlichen Angst, die ihn verfolgt hatte, bis er den Fuß an Bord der «Perle» gesetzt.

«Es ist gewiß ein Schiffbrüchiger,» meinte O'Hara, «vielleicht ein Eingeborener von den Marquesas-Inseln. Die liegen ja nicht weit von hier, nicht wahr?»

«Nein, nur etwa hundertfünfzig Meilen,» erwiderte der Kapitän.

Carter aber hatte eigentlich keinen Augenblick bezweifelt, daß es ein Weißer war und kein Eingeborener, der auf der einsamen Insel dort den Tod gefunden hatte.

«Wäre es nicht so kurz vor der Dunkelheit gewesen,» sagte er, «so hätte ich nachgesehen, ob sich nicht ein Papier oder irgend etwas anderes in der Hütte befand, was Aufklärung über den Toten hätte geben können. Es kann ja ebenso gut ein Weißer sein wie ein Eingeborener. Zum Beispiel ein Seemann wie wir.»

Der Kapitän rauchte schweigend. Dann sagte er plötzlich:

«Ja, das wäre möglich. Und wären wir nicht ohnedies so weit im Rückstand mit der Zeit, so hätten wir gut hier warten und morgen nachsehen können. Aber das geht nicht mehr. Es ist noch weit nach Valdivia, und da liegt eine neue Fracht und wartet auf uns.»

III.

Eine Weile, nachdem Carter die Wache übernommen hatte, kam Kapitän Wilkins auf die Brücke herauf.

Er fand seinen zweiten Befehlshaber stark in Anspruch genommen von dem Fernrohr, durch das er einen dunklen Punkt am Horizont direkt vor dem Steven der «Perle» beobachtete.

«Was ist das?» fragte der Kapitän. — Carter gab ihm das Fernglas und antwortete: «Es ist eine Insel, Sir.»

«Hier? Sie sind wohl nicht recht bei Sinn! Hier gibt es keine Insel. Es ist gewiß der Rauch von einem Schiff. Lassen Sie mal sehen.»

Er spähte durch das Fernrohr und sagte dann:

«Ich scheine auch nicht recht bei Sinnen zu sein. Kommen Sie doch mal mit hinunter, damit wir uns die Karten genauer ansehen.»

Keiner von beiden konnte an der Stelle, an der sie sich befanden, die Andeutung oder Benennung einer Insel auf der Karte entdecken.

«Die vorige Insel», sagte der Kapitän, «hatte ich nach mir selbst benennen wollen. Nun werde ich diese nach Ihnen nennen.»

Carter beobachtete sie durch das Fernrohr, während der Kapitän die Höhe maß.

«Mir ist, als wäre sie der Insel sehr ähnlich, auf der wir gestern waren,» sagte Carter.

«Ich sah sie nicht vom Westen aus,» erwiderte Wilkins und ging hinunter nach seinen Berechnungen.

Nach zehn Minuten kam der Kapitän wieder, die Hände voller Karten, Tabellen und Sextanten, einen fragenden, zweifelnden Ausdruck im Gesicht.

«Hören Sie, Carter, nehmen Sie doch auch noch mal die Sonnenhöhe, ich muß mich geirrt haben.»

Kapitän Wilkins war ganz bestürzt, als Carter ihm das Resultat mitteilte.

«Ja, Carter,» sagte er nach einer langen Pause, «das stimmt mit dem meinen überein. Aber entweder sind wir beide verrückt, oder die Sonne ist aus ihrer Bahn gewichen. Oder auch — Die Perle liegt jetzt fast auf genau derselben Stelle wie gestern abend, und dann ist die Insel dort auch dieselbe.»

Carter starrte ihn an. Dann wandte er sich jäh ab, und nachdem er die Insel nochmals genau durch das Fernrohr betrachtet hatte, sagte



Im Bau befindliche Hotels in Miami. Man beachte die eigenartigen Orterte, die es erlauben, den Bau nicht nur vom Fundament aus, sondern auch in oberen Stockwerken zu beginnen.

er still und bedrückt: «Ja, Kapitän, es ist dieselbe Insel. Die Insel mit dem Toten.»

«Aber um's Himmels willen, was bedeutet das?»

Carter schüttelte den Kopf.

«Ich verstehe es auch nicht,» sagte er. «Doch jetzt begreife ich, daß nicht der Wind heute nacht die Richtung verändert hat — vom Osten um den Kompaß herum wieder nach Osten —, sondern das Schiff.» Und nach einer kleinen Pause fügte er flüsternd hinzu: «Ich hatte das Gefühl, als folge mir der Tote durch den Wald und hierher an Bord. Vielleicht hat er neben dem Kompaß gestanden und die Nadel gedreht.»

«Aberglaube!» brummte der Kapitän. Als sie aber eine Viertelmeile südwestlich der Klippen waren, ließ er die Maschine stoppen und beorderte das Rettungsboot backbord ins Wasser.

«Sie können noch einmal zu dem Toten an Land rudern,» sagte er zu Carter.

In der verlassen Hütte, zu des Toten Füßen, stand ein grob gehauener Holzkasten auf ein paar großen Steinen und darin lag ein schwerer Ledergürtel, ein verrosteter Revolver und ein Notizbuch in einem Lederfutteral.

Carter nahm das alles mit, und als er diesmal durch das tiefe Grün des Waldes zurückging, war er ganz allein. Er hatte den Toten begraben, und ihm war leicht ums Herz.

Während dann «Die Perle» mit voller Geschwindigkeit ostwärts nach Valdivia steuerte, wurde des Toten Nachlassenschaft in der Kajüte des Kapitäns untersucht.

Der Gürtel enthielt hundertsechzehn Goldstücke und mehr als sechstausend Dollar in Scheinen. In dem Revolver befanden sich drei Patronen.



Blick auf einige der Küste vorgelagerte Inseln mit den Verbindungsbrücken, die alle durch die vom Orkan gepeitschte Sturmflut zerstört wurden

In dem Notizbuch fehlten die meisten Seiten. Auf einer der zurückgebliebenen aber stand eine mit Bleistift geschriebene Erklärung.

Kapitän Wilkins las sie vor:

«Ich, Kapitän Ralph Steward, der nun hier den Tod erwartet, gestehe vor Gott und Menschen, daß ich es war und nicht Martens, der vor zwei Monaten in der Nacht zum 4. Januar 1909 in Hawaii in dem Hotel «Golden Gate» Archibald Carter, meinen guten Prinzipal, getötet und beraubt hat. Für dieses Verbrechen werde ich nun bald vor dem göttlichen Richter zur Verantwortung gezogen werden. Doch hoffe ich, daß dieses hier von jemand gefunden und Martens auf diese Weise aus der Gefangenschaft gerettet wird, damit ich mich nicht auch noch für seine Leiden zu verantworten habe.»

Ganz allein, als Schiffbrüchiger auf einer unbekannt Insel, liege ich hier und erwarte den Tod.

Möge Gott mir armem Sünder gnädig sein, Amen.

Den 6. Mai 1909. Ralph Steward. Kapitän Wilkins schloß das Buch.

Der Steuermann Carter barg das das bleiche Gesicht in die Hände. Archibald Carter war, mein Vater, sagte er still.

Der Orkan auf Florida

Florida hat für den Amerikaner einen besonders faszinierenden Klang, und jeder, der von dorthier nach dem Norden der Staaten kommt, wird nach seinen erhaltenen Eindrücken gefragt. In wenigen Jahren wurde dieser südöstliche Teil der U.S.A. durch Großkapitalisten wie Rockefeller, Ford, Heckscher, Bush, Carl Fischer, Bok u. a. zur jetzigen Entwicklung gebracht. Da wo Orangen- und Ciropefruthaine blühen, sind Villenstädte entstanden, in deren Mitte immense Hotels in unglaublicher Schnelligkeit aufschießen. Einige kilometerlange Brücken verbinden verschiedene im Meere verstreute Inseln miteinander. Auf den Inseln wiederum werden Villenstädchen, gewöhnlich im einheitlichen Stile der alten spanischen Landhäuser erbaut. Große Hafenanlagen werden errichtet zur Bergung der Privatjachten aller der Multimillionäre, die teilweise durch das gleichmäßig warme Klima angezogen werden und die zugleich durch ihr Mitwirken weite Ländereien zu Pflanzungen und industriellen Anlagen öffnen. Wege und Bahnen werden gebaut. Es herrscht ein Betrieb und ein Leben, wie es eben nur in einem amerikanischen Boomzentrum möglich ist. Unzählige Landvermittlungsbureaus mit ihrem großen Stab von Angestellten besorgen den Verkauf des ihren Gesellschaften gehörenden Landes an die massenhaft herbeiströmende kauflustige Menge. Die Spekulationswut ist im höchsten Schwunge, und natürlich fehlen auch da die sie stets begleitenden Enttäuschungen nicht. Miami, ein vor wenigen Jahren noch still verträumtes Städtchen, ist im Begriff Badeplatz großen Stiles zu werden.

Mitten in diese fieberhafte Entwicklungsperiode fiel letzten Sonntag mit elementarer Gewalt ein Orkan, der mit 190 km Geschwindigkeit über diesen prächtigen Flecken Erde fegte und in wenigen Augenblicken unermeßliche

Verheerungen anrichtete. In Miami allein wurden durch den Orkan 1800 Häuser zerstört, so daß die Stadt einem Trümmerhaufen gleicht. 500 Personen fielen der Katastrophe zum Opfer. Der Sachschaden wird auf viele hundert Millionen Dollar geschätzt.

DIE BUNTE WELT

Der Indianer mit der Puderquaste

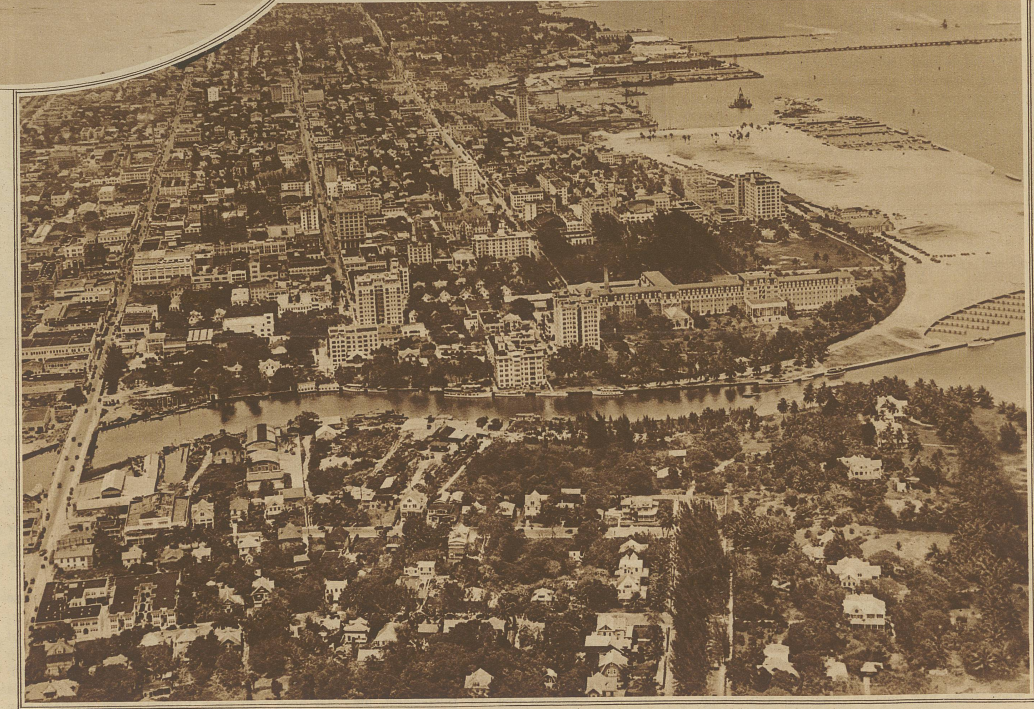
Auch die Rothhäute, die noch in den fernsten Teilen Kanadens zwischen dem Mackenzie-Fluß und der Hudson-Bay ein ursprüngliches Leben führen, werden immer mehr von «Europas überdünter Höflichkeit» ergriffen. Wie ein Trapper erzählt, der aus diesen öden Gebieten nach Edmonton zurückgekehrt ist, wollen die Indianer von dem Skalpmesser und dem Tomahawk ihrer Vorfahren nichts mehr wissen, sondern begeistern sich für Beinkleider mit Bügelfalten, für buntgemusterte Hemden mit steifen Kragen und sogar für Toilettenkästchen. «Letzten Winter,» so erzählt der Trapper, «begegnete ich auf meiner Wanderung einem jungen Indianer mit seinem Hundegespann, der aus seiner Brusttasche einen Toilettenkasten hervorzog, sich sorgfältig das Gesicht puderte und dann sein Aussehen in dem Spiegel des Kästchens eingehend begutachtete. Er führte auf seinem Schlitzen einen eleganten Koffer mit sich, öffnete ihn und zeigte mir voller Stolz ein Paar eleganter Beinkleider, einige buntgemusterte Hemden und die dazugehörigen steifen Kragen.»

Wolkenkratzer

Drei amerikanische Reisende konnten nicht genug Rühmens finden über die Höhe der Wolkenkratzer ihrer Geburtsstädte. Da sagte der Bürger von San Francisco: «Wir waren gezwungen, Sauerstoffleitung für die obersten Stockwerke anzulegen, da die Luft dort oben so dünn ist.» Und der von Chicago wußte folgendes zu berichten: «Unsere Dächer sind mit ewigem Schnee bedeckt.» «Ach, das ist ja gar nichts,» bemerkte der Sohn New Yorks, «bei uns müssen die Weihnachtsgeschenke schon im Sommer gekauft werden; denn bis sie mit dem Aufzug ins letzte Stockwerk gelangen, ist bereits Weihnachten.»

Nur noch für 80 Jahre Petroleum

Der Inspektor der englischen Kohlenbergwerke, Richard Redmayne, der zugleich ein vorzüglicher Kenner der Oelfrage ist, spricht sich in einem Bericht über die auf der Erde vorhandenen Petroleumvorräte aus. «Ich zweifle,» erklärte er, «ob das Erdöl jemals ein ernsthafter Rival der Kohle sein wird. Die jährliche Welterzeugung an Oel ist etwa ein Neuntel von der Welterzeugung an Kohle. Nach genauen Schätzungen wird der Petroleumvorrat in Amerika in 12 Jahren bereits sehr beschränkt sein. Ich glaube, daß es in den Vereinigten Staaten in 25 Jahren kein Petroleum mehr gibt. Der Weltvorrat an Oel wird nicht länger als 80 oder 100 Jahre reichen.»



Gesamtansicht der Stadt Miami, die durch den Orkan vollständig in Trümmer gelegt wurde